

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 27. Februar 1823.

25

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zu sammen viertels um 15 fl., halbi. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertels um 7 fl., halbi. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. von A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbi. und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Über die Regulirung der öffentlichen Uhren.

30 n

J. Littrow, Director der k. k. Sternwarte in Wien.

Die Berichtigung der öffentlichen Uhren war bisher bey uns, wie in den meisten anderen Städten, den Thurmwächtern überlassen; mit welcher Sorgfalt dieß Geschäft von ihnen betrieben wurde, weiß Jeder aus eigener Erfahrung. Wenn wir bloß den wahren Mittag zu kennen brauchten, um zu wissen, wann es Zeit ist zu Tische zu gehen, so hätte es immer bey dem Alten bleiben, und am Ende wohl gar alle Thurmuhren gänzlich entbehrt werden können, da mancher Tischfreund eine Art von Uhr in seinem Magen hat, auf deren Gang er sich besser, als auf den der Stephansuhr verlassen kann. Indessen gibt es noch einige andere Geschäfte, die, wie unsere Mahlzeiten, von der Uhr abhängen, und die, wenn nicht eben so angenehm und unterhaltend, doch wenigstens eben so wichtig sind, als jene Schmäuse. In einer großen Stadt hängen die meisten öffentlichen Amtsgeschäfte und Zusammenkünfte von der Zeit ab, die also auch bekannt seyn muß, wenn jene Geschäfte nicht leiden sollen. Selbst ein freundschaftliches Stelldichein, eine Einladung zu irgend einem fröhlichen Genusse, wird oft zum Verdruße, wenn man seines besten Willens ungeachtet eine halbe Stunde zu früh kömmt, und müßig warten muß, oder wenn man eben so viel zu spät eintrifft, wo alles bereits vorüber ist. Es gab Fälle, daß mancher, der um vier Uhr aus seinem Hause auf der Landstraße ging, wenn er in der Josephstadt ankam, erst drey Viertel auf vier schlagen hörte, und umgekehrt.

Das erste also, was jeder von uns wünschenswerth finden wird, ist eine bessere Übereinstimmung der öffentlichen Uhren, wenigstens unter einander, wenn auch nicht mit dem Himmel, damit man sich verstehen und zu einem gegebenen Augenblick einhalten kann. Obschon nun Viele damit zufrieden seyn können, wenn nur die Stadtuhren, recht oder unrecht, doch unter einander gleich gehen, so wird es auch manche geben, die wün-

schen, daß sie auch alle recht gehen mögen. Wenn nämlich jene Thurmuhr, nach welcher sich die andern richten sollen, damit sie unter sich übereinstimmen, schlecht ist, — und die meisten Thurmuhren sind, wenn man sie mit astronomischen Uhren vergleicht, schlecht, da sie beynähe alle in das Geschlecht der Bratenwender gehören, — so wird sie bald zu langsam, bald zu geschwind gehen, und die andern oft besseren Thurmuhren müssen den ganzen Tag bald vor, bald zurück gerichtet werden, wenn die beabsichtigte Harmonie erreicht werden soll. Nicht anders wird es mit den Privatuhren gehen, und ein Mann, dem an der genauen Kenntniß der öffentlichen Zeit gelegen ist, wird den ganzen Tag seine Uhren in den Händen haben müssen, um sie mit dem großen Bratenwender in der gewünschten Übereinstimmung zu erhalten.

Die öffentlichen Uhren müssen daher, wenn Ordnung in die Zeitbestimmung und in die mancherley Geschäfte gebracht werden soll, die von der Zeit abhängen, nicht nur unter sich harmoniren, sondern jene Thurmuhr, nach welcher sich die andern richten sollen, muß auch zweyten's gut und richtig gehen, oder sie muß mit der großen Uhr des Himmels genau übereinstimmen. Allein welches Mittel hat man auf unseren Thürmen, den Stand der Uhr genau nach dem Himmel zu berichtigen? — So viel als keines. Die sogenannten Probeuhren, gemeine Pendeluhren, die auf manchem Thurme zu diesem Zwecke stehen, taugen selbst nicht viel, wegen ihrem hohen Stande und weil sie den Einflüssen der abwechselnden Temperatur und den heftigen Winden ausgesetzt sind, welche die höchsten Thürme am meisten bewegen, und endlich wegen den Glocken, die bey dem Läuten das ganze Gebäude in eine schwingende Bewegung bringen. Sonnenuhren aber sind ihrer Natur nach zu klein und zu unvollkommen, um von ihnen die hier nöthige Genauigkeit zu erwarten, und Mittagslinien endlich, oder sogenannte Gnomonen können, wenn sie auch im Winter wegen des niedrigen Standes der Sonne brauchbar seyn sollen, nur niedrig und kurz, also wieder nur sehr unvollkommen seyn, verrücken sich mit der Zeit, und sind, so wie die Sonnenuhren, nur dann anwendbar, wenn die Sonne scheint, und zwar nur, wenn sie gerade im Mittage scheint. Wenn sich daher in unseren trüben Wintermonaten der gewiß nicht seltene Fall ereignet, daß durch drey und mehr Wochen die Sonne gerade im Mittage, wenn auch sonst der schönste Tag ist, hinter Wolken steht, so weiß der arme Thurmwächter nicht mehr, wie er mit seiner Zeit daran ist, und er muß es ruhig geschehen lassen, wenn seine Uhr indessen ihren Gang ganz willkürlich geändert hat, und selbst halbe Stunden zu früh oder zu spät geht. Soll daher auch dieser zweyte gerechte Wunsch des Publicums befriediget werden, so muß dem Thurme, nach welchem sich die andern zu richten haben, die Zeitbestimmung nicht mehr überlassen bleiben, weil er kein Mittel hat, diesen Zweck zu erreichen, sondern diese Zeitbestimmung muß ihm von einem solchen Orte gegeben werden, wo diese Mittel vorhanden sind, und wo sie gehörig gebraucht werden, das heißt, von einer Sternwarte, wo man allein mit Verläßlichkeit weiß, wie viel Uhr es jeden Augenblick ist.

Um also diesem doppelten Übelstande abzuheffen, und künftig in die öffentlichen Uhren der Stadt Ordnung zu bringen, wird der Augenblick des Mittags, von dem künftigen ersten März an, jeden Tag auf der k. k. Stern-

warte mittels einer großen, eigens dazu bestimmten Glocke, und zwar auf folgende Art angegeben werden: Zwey Minuten vor dem Mittage wird durch ein, einige Secunden dauerndes Läuten der Glocke das Vorzeichen gegeben, wodurch die Aufseher der Thurmuhr und alle Bewohner der Stadt aufmerksam gemacht werden, daß es nun Zeit sey, sich zu ihren Uhren zu begeben, um sie zu berichtigen. Vier und zwanzig Secunden vor dem Mittage fängt dieselbe Glocke, wie eine Uhr, zu schlagen an, alle zwey Secunden einen Schlag, so daß der zwölfte und letzte Schlag zugleich der Augenblick des Mittagess ist. In diesem Augenblicke des letzten Schlags wird, einer getroffenen Übereinkunft gemäß, die Thurmuhr der St. Stephanskirche die zwölfte Stunde zu schlagen anfangen, und nach ihr werden sich alle andern Thurmuhren der Stadt und der Vorstädte genau richten können, so daß, von jenem Tage an, der erste Schlag der zwölften Stunde jeder öffentlichen Uhr zugleich der Augenblick des Mittagess ist, nach welchem also auch jeder Einwohner der Hauptstadt seine Privatuhr auf das genaueste berichtigen kann.

Es ist zu erwarten, daß diejenigen, welche in den verschiedenen Bezirken der Stadt und der Vorstädte diesen Gegenstand zu besorgen haben, dem ihnen gegebenen Auftrag gemäß, auf Ordnung zu sehen, und dadurch diese allen Einwohnern willkommene und nützliche Einrichtung gehörig aufrecht erhalten werden, um so mehr, da jede Nachlässigkeit, die sich ein Thurmwächter erlauben sollte, sogleich offenbar und Jedermann auffallend seyn wird, denn so, wie vom 1. März irgend eine Uhr anders geht, als die St. Stephansuhr, so geht sie eben deswegen schlecht, und der, dessen Sorge sie anvertraut ist, kann sogleich seines Fehlers von Jedermann überwiesen werden.

Dem Vorhergehenden müssen wir noch zwey Bemerkungen hinzufügen, deren erste die Uhrmacher betrifft, denen am meisten an der Ausführung jenes Vorschlags gelegen seyn muß. Wenn man bloß auf die öffentlichen und häuslichen Geschäfte der andern hätte Rücksicht nehmen wollen, die sich zwar an die Zeit, aber doch nicht so genau daran binden, daß ein Unterschied von einigen Secunden für sie von irgend einer Bedeutung seyn könnte, so würde es hinreichend gewesen seyn, den Augenblick des Mittagess auf der Sternwarte täglich etwa auf eine Viertelminute genau anzugeben, da die meisten doch nur Minutenuhren haben, an welchen man einzelne Secunden nicht unterscheiden kann. Allein den Uhrmachern ist oft die genaue Kenntniß der Zeit bis auf die Grenze einer Secunde nothwendig, und die Mittel, welche sie bisher angewendet haben, führten nur schlecht, oder gar nicht zum Zwecke. Von denen, welche sich, wie ihre Vorgänger im letzten Jahrhunderte, noch nach Sonnenuhren und dergleichen schwachen Hülfsmitteln richten, kann hier die Rede nicht seyn, da solche Handwerker, nicht mehr Künstler, schon zufrieden seyn müssen, ihre Zeit auf einige Minuten zu kennen. Unter den übrigen aber gibt es Männer, ich kenne selbst mehrere derselben, die ihre Kunst von Herzen lieben, und die, wenn gleich jetzt unbekannt, es manchen der berühmtesten Künstler des reichen Englands gleich, und vielleicht vorthun würden, wenn ihnen Unterstützung und Mittel nicht fehlten. Wenn ein englischer Uhrmacher, ein Arnold, Emery, Mudge, Carneschan, Molineux u. a. seinen Chronometer vollendet hat, so vergleicht er ihn nicht, wie unsere Uhrmacher thun, und zu thun gezwungen sind, mit

einer sogenannten Probeuhr, die oft selbst nichts taugt, sondern er vergleicht sie mit der großen Uhr des Himmels, verbessert dann wieder, wenn er eine Abweichung findet, vergleicht wieder mit dem Himmel und setzt dieß so lange fort, bis er seiner Sache vollkommen gewiß ist, und dann erst kann er mit voller Überzeugung vor jedem Käufer sein 'tis ready (sie ist fertig, sie ist vollendet) aussprechen, eine Überzeugung, zu der unsere Uhrmacher bisher nicht gelangen konnten, weil ihre Probeuhr selbst nicht verlässlich war, und sie sonst kein Mittel hatten. Und welches andere Mittel hat der englische Künstler? — Die oben genannten Männer haben jeder in ihrem Hause bloß zu jenem Zwecke eine eigene — Privatsternwarte! Da man einen solchen Aufwand von unseren weniger begüterten Uhrmachern nicht verlangen kann, so wird es ihnen willkommen seyn, denselben Zweck und ganz eben so sicher auf eine andere Art zu erhalten, die sie wenigstens gar nichts kostet. Um nämlich auch ihnen zu genügen, wird von jenem bezeichneten Tag an der Augenblick des Mittags auf der Sternwarte nicht bloß beyläufig auf eine viertel oder halbe Minute, sondern ganz genau auf die Secunde angegeben werden. Die Mühe, die dadurch der Sternwarte gemacht wird, ist im Grunde nur gering, da doch auf jedem wohlbesorgten Observatorium die Zeitbestimmung, als die erste Erforderniß aller astronomischen Beobachtungen, immer auf die Secunde genau bekannt seyn muß. Daß aber eine Sternwarte die Mittel besitzt, diese Genauigkeit zu erreichen, davon kann jeder, der an dergleichen Sachen Interesse hat, sich selbst durch Autopsie überzeugen.

Die zweyte Bemerkung, welche wir hier noch nöthig finden, betrifft den Unterschied zwischen der sogenannten wahren und mittleren Zeit. Da von diesen beyden Zeiten selbst im gemeinen Leben so oft die Rede ist, und doch so mancher nicht die gehörigen Begriffe damit verbindet, so mag es erlaubt seyn, hier einige Worte darüber zu sagen.

„Die ersten Gedanken sind die besten.“ Dieß Sprichwort ist, wie alle Sprichworte, nicht immer richtig. Schon die ältesten Völker, von denen wir noch Kunde in der Geschichte finden, haben ihre Wochen nach dem Monde und seinen verschiedenen, abwechselnden Gestalten gezählt, und wenn jedes derselben eine andere Periode hatte, um ihre Jahre und Menschenalter daran abzuzählen (man erinnere sich der Julianischen Periode von 7980 Jahren, der Dionysischen von 532, der Ara von Constantinopel, des Diocletian oder der Martyrer-Ara, der olympischen, römischen, der Nabonassarischen, mahomedanischen, Jezdejdischen Ara und so vieler anderer), so kommen doch alle darin überein, daß sie für kleinere Zeittheile die Woche von sieben Tagen brauchen. Diese Woche ist eine Periode, die aus dem grauesten Alterthume, in welchem sich ihr Ursprung verliert, sich ununterbrochen, durch die ganze Reihe der folgenden Jahrhunderte schlingt, indem sie sich den verschiedenen Kalendern aller Zeiten und Nationen genau anpaßt. Auf der ganzen Erde, selbst in den Ländern der neuen Welttheile, die von uns keine früheren Mittheilungen haben konnten, bey den gebildeten und den noch ganz wilden Völkern, überall findet man diese Woche von sieben Tagen wieder, so daß sie gleichsam das älteste Denkmal der menschlichen Kenntnisse in der Astronomie ist; und da, wenigstens bey allen Völkern der drey ältern Welttheile, die Tage der Woche, was sehr merkwürdig ist, übereinstimmend und

auf dieselbe Art durch die älteren Planeten bezeichnet werden, so scheint dieß auf eine allgemeine Quelle zu deuten, aus der alle Nationen der Vorzeit geschöpft haben, und es ist klar, daß zu dieser Art zu zählen offenbar der Mond Gelegenheit gegeben hat, dessen Lichtwechsel in eine Periode von nahe vier Mal sieben Tagen, oder von vier Wochen eingeschlossen ist, und der eben durch diese seine so auffallenden Phasen recht dazu gemacht zu seyn scheint, uns statt eines immerwährenden Kalenders zu dienen. Daher ist er denn auch nicht nur bey den uncultivirten Völkern der Vorzeit, oder bey den rohen Wilden in Amerika und Neuholland als ihr Zeitzähler aufgestellt worden, sondern er wurde auch bey den aufgeklärtesten Nationen der Erde als derjenige betrachtet, von dem die Ordnung und Einrichtung ihrer Kalender vorzugsweise abhängt, wie dann auch bey der bekannten Reform unseres eigenen Kalenders, die in dem Jahre 1582 vorgenommen, und von den ersten Gelehrten und Astronomen jener Zeit ausgeführt wurde, der Mond als der größte und beste Regulator unserer Zeit- und Festrechnung gebraucht ist. Allein so sehr der Mond mit seinem immer wechselnden Gesichte zur Rolle eines obersten Kalendermachers auf den ersten Blick auch zu passen scheint, so findet man doch bey einigen folgenden Blicken, daß unter allen Gestirnen des Himmels gerade Er am allerwenigsten Talent und Geschicklichkeit für diese Rolle hat; daß wir durch jene unsäglichen Verwirrungen, die in der Chronologie beynahe aller Völker angetroffen werden, und welche aufzulösen selbst Newton sich vergebens bemühte, ganzer Bibliotheken von Folianten ungeachtet, die bereits über Chronologie geschrieben wurden, uns aus diesem babylonischen Labyrinth noch immer nicht herausfinden können, und daß wir endlich alles dieß dem unglücklichen Einfall unserer Vorfahren, den Mond als Kalenderregulator aufzustellen, zuzuschreiben haben. Die verworrenste Chronologie der Neuern haben offenbar die Juden, bey welchen der Mond die wichtigste Rolle spielt. Da sie nun einmal, anderen Vorschriften gemäß, sich an ihn halten müssen, und da er, wegen der vielen Unregelmäßigkeiten in seiner Bewegung, sie alle Augenblicke verläßt und von ihrer Rechnung ab auf Irrwege führt, so mußten die Juden, um diese immer wiederkommenden Fehler gut zu machen, nicht weniger als sechs verschiedene Gattungen von Jahren ausfinden, die unter einander mehr als volle dreyßig Tage verschieden sind, und von denen sie, wie Noth und Umstände sie zwingen, bald dieses bald jenes zu Hülfe rufen, so daß ihr Kalender ein wahres Stück- und Flickwerk ist, den nur die Gelehrten unter ihnen verstehen können. Und geht es unter uns, wenigstens in Beziehung auf unsere Festrechnung, viel besser? Wie viele gibt es wohl selbst unter den Gebildeten, die wissen, wann in jedem Jahre Oster- oder Pfingstsonntag ist? Wir sehen alle in den Kalender, und glauben ihm*), und

*) Ohne uns hier in ein näheres Detail über unser Kalenderwesen einzulassen, glauben wir doch manchem Leser einen angenehmen Dienst zu thun, wenn wir ihm ein Mittel angeben, für den alten Julianischen Kalender, den bekanntlich noch die Russen brauchen, sowohl als für unseren neuen Gregorianischen, den Monatstag des Ostersonntages in jedem Jahre selbst auf eine Art zu finden, die ungemein leichter ist, als die bisher bekannte. Man dividire das gegebene Jahr Christi durch 19, durch 4 und durch 7, und nenne den Rest der ersten Division a, den zweyten b, und den dritten c. Dann multiplicire man a durch 19, und addire dazu die

den, zu dieser ihr so natürlich scheinenden Rolle eben so wenig geschickt, als der Mond zu einem Kalenderregulator.

Wenn sie die Stunden des Tages richtig angeben soll: so müßte sie, wie jedem klar ist, alle Stunden unter einander gleich groß angeben, nicht die eine kleiner, die andere größer, so daß man eigentlich gar nicht weiß, wie lange eine ihrer Stunden dauert. Und dieß letzte ist der Fall mit unserer Sonne: ihre Stunden sind alle unter einander ungleich, und eben deswegen zu einem allgemeinen Maße der Zeit ganz unbrauchbar.

Jedes Maß setzt vor allem eine Gleichförmigkeit seiner Theile voraus. Wenn mir ein Wegweiser sagte: von dieser Stadt bis zu jener sind zehn Meilen, nämlich eine deutsche, eine französische, eine englische Seemeile, eine russische Werst, eine persische Parasange u. s. w., so kann ich eine solche Belehrung zu gar nichts brauchen, und mir bleibt nichts übrig, als den, der sie gab, für nicht recht richtig im Kopfe zu halten. Und eben so ist es mit den Stunden der Sonne, wie wir sie bisher gebraucht haben; sie sind, wenn auch nicht in demselben Grade, doch eben so ungleich, wie jene Meilen, und daher überall, wo von Genauigkeit die Rede ist, ganz unbrauchbar, daher auch diese Stunden bey den Astronomen, wo die größte Genauigkeit in der Zeitangabe gefordert wird, schon seit vielen Jahrhunderten ganz aus der Mode gekommen sind, und sie werden nur noch im sogenannten bürgerlichen Leben, wo es den meisten auf eine Handvoll Minuten nicht ankömmt, als eine alte, hergebrachte Sitte, die nichts für sich hat, und daher der neueren, allgemein für besser anerkannten Platz machen soll, mehr tolerirt als wirklich gebraucht.

Wenn eine Uhr gut gehen soll, so muß sie gleichförmig gehen. Beydes ist identisch, und je mehr sich der Gang einer Uhr dem völlig gleichförmigen Gange nähert, desto besser ist sie. Nun haben wir aber bisher alle unsere Uhren nach der Sonne gestellt, und da diese, wie wir oben gesehen haben, ungleiche Stunden macht, also einen ungleichförmigen Gang hat, so haben wir dadurch unsere Uhren gezwungen, ebenfalls ungleichförmig, d. h. schlecht zu gehen.

Die Sache stand also bisher folgender Weise, daß, wenn unsere Uhr gut ging, so ging sie schlecht gegen den Himmel, und mußte daher verbessert oder eigentlich verbößert werden, und da, wenn an einiger Genauigkeit gelegen war, diese Verbößierung, auch bey der besten Uhr, und insbesondere bey ihr, alle Tage vorgenommen wurde, so mußte durch dieses ewige Nichten und Stellen die vorzüglichste Uhr am Ende nur verdorben werden, was denn auch mit den meisten Uhren geschehen ist, die sich dieses immerwährende Stellen und Verstellen durch einige Jahre gefallen lassen sollten.

Es gibt allerdings kein besseres Mittel, eine Uhr recht zu stellen, als sie mit dem Himmel zu vergleichen, mit dieser großen Uhr des Universums, die ihre Bewegung um uns, wenigstens scheinbar, in jedem Tage mit der allergrößten Regelmäßigkeit vollendet, aber unter den Mitteln, welche uns der gestirnte Himmel zu diesem Zwecke darbietet, müssen nur solche Gegenstände genommen werden, welche ihren Ort am Himmel selbst nicht ändern. Jeder Fixstern also würde in dieser Beziehung viel besser und brauchbarer seyn, als die Sonne, die, wie bekannt, eine eigene und zwar sehr ungleich-

förmige Bewegung hat, sich daher zur Zeitbestimmung im geringsten nicht eignet.

Die Sonne bewegt sich nämlich, wenn wir hier dem gewöhnlichen Sprachgebrauche folgen wollen, in einer Ellipse, in einer eysförmigen Figur, in welcher sie im Winter der Erde näher kömmt, als im Sommer, und daher auch in jener Zeit schneller geht, als in dieser. Dieß muß allein schon die Länge der Tage, also auch die der Stunden, Minuten u. s. w. ungleich machen. Allein, selbst wenn sich die Sonne in einem vollkommenen Kreise, und daher, wie es die Natur des Kreises fordert, völlig gleichförmig bewegte, so würden die Tage und Stunden, welche sie bildet, doch noch sehr ungleich seyn, so daß also selbst dann die Sonne zu einem allgemeinen Zeitmaße noch immer unbrauchbar seyn würde. Denn die Sonne bewegt sich in der sogenannten Elliptik, oder in einer Ebene, welche gegen die Ebene unseres Äquators unter einem Winkel von drey und zwanzig Graden und acht und zwanzig Minuten geneigt ist, und wir messen die Zeit in Beziehung auf diese letzte Ebene des Äquators. Alle unsere Zeitbestimmung gründet sich nämlich auf die äußerst gleichförmige Umdrehung des Himmels, oder eigentlich der Erde, um die Weltachse, oder um die Achse des Äquators, die genau von Süden nach Norden geht. Wenn wir nun, was doch nicht der Fall ist, auch annehmen dürften, daß die Sonne sich gleichförmig in der Elliptik z. B. alle Tage genau einen Grad bewegte, so würde doch dieser Grad der Elliptik auf dem Äquator, auf welchem Letzteren wir ihn eigentlich messen, beynabe nie einen Grad, sondern bald eine, bald mehrere Minuten weniger betragen, und sonach auch eine gleichförmig gehende Sonne für uns doch wieder ungleichförmig, und daher zur Zeitbestimmung unbrauchbar seyn. Es ist aber hier nicht von bloßen unbedeutenden Mikrologien die Rede, sondern die Unterschiede der verschiedenen Mittage beyder Sonnen würden im Jahre öfters über eine Viertelstunde gehen, und diese wird man doch an seinen Uhren in Ordnung wissen wollen, an denen man so gern Secundenzeiger anbringen läßt, und auf die man oft so beträchtliche Summen verwendet.

Da also diese wahre Sonne, diese Königin unserer Tage, diese Licht- und Wärmependerinn, deren andere Wohlthaten wir gern und dankbar anerkennen, doch zu unserer Zeitbestimmung nicht geeignet ist, und da doch wieder, von einer andern Seite betrachtet, dieselbe Sonne so geschickt ist, unsere größern Perioden von Jahren und Jahrhunderten zu bilden, und uns so nicht bloß das Licht des gegenwärtigen Tages, sondern auch eine leitende Fackel in der finstern Vorzeit giebt, ohne welcher eine Geschichte der Menschheit unmöglich wäre, so haben die Astronomen eine andere Sonne gewählt, die zwar weder Licht noch Wärme hat, die auch nicht einmal an dem Himmel existirt, die aber dafür desto geschickter ist, ein Regulator unserer Uhren zu seyn. Diese Sonne, welche sie die mittlere Sonne, im Gegensatze mit der uns sichtbaren wahren Sonne, nennen, bewegt sich in der Ebene des Äquators gleichförmig und so, daß sie mit der wahren, welche in der Elliptik ungleichförmig fortgeht, in derselben Zeit ihre jährliche Periode vollendet. Wenn diese mittlere Sonne durch den Meridian, durch die Mittagslinie eines Ortes geht, so sagt man, dieser Ort habe jetzt seinen mittleren Mittag, und dieser ist von dem wahren

ren Mittage der wirklichen Sonne im Laufe eines Jahres oft über eine Viertelsstunde verschieden. Da aber die Entfernungen zweyer nächsten mittleren Mittage immer gleich weit von einander sind, oder da die mittleren Sonnentage durch das ganze Jahr immer gleich groß sind, und sich also allein zur Zeitbestimmung eignen, so wird mit dem oben erwähnten letzten Schläge der Glocke auf der Sternwarte auch immer der mittlere Mittag dieses Tages auf die Secunde genau angegeben werden. Durch diese Einrichtung wird man jetzt die Uhren nicht mehr zwingen dürfen, ihrer Bestimmung ganz entgegen, ungleichförmig zu gehen, sondern man wird jetzt, ohne sie durch immerwährendes Hin- und Herrichten zu verderben, jeden Mittag zu prüfen vermögen, ob sie einen gleichförmigen Gang haben, so wie die Uhrmacher, denen es bisher beynähe gänzlich an einem guten Mittel gebrach, sich der Secunde zu versichern, von nun an sich jeden Tag von dem Gange ihrer Uhren auf das genaueste werden überzeugen können.

Musikalisches und theatralisches Allerley aus Italien.

Von G. L. P. Sievers.

La Semiramide, opera seria in due Atti, poesia nuova del Sgr. Rossi, musica nuova del Sgr. Rossini. Aufgeführt, als die zweyte Carnevalsoper, auf dem Theater Venice zu Benedig am 3. Februar 1823.

Ehe ich über das Schicksal dieser neuesten Rossinischen Oper Bericht erstatte, und einige wenige Worte zu ihrer Beurtheilung hinzufüge, halte ich es für zweckmäßig, die Leser mit dem fernern Verlaufe, welchen die Angelegenheiten des Theaters Venice genommen haben, bekant zu machen.

Mein letzter Bericht schloß mit der Nachricht von dem gänzlichen Mißfallen, welches nicht allein die Musik *Mahomet II.*, sondern auch sämtliche Darsteller, die *Mariani* ausgenommen, im Publicum erregt hatten.

Die italiänischen Theaterunternehmungen, deren Raum bloß auf eine bestimmte Zeit (*Stagione*) beschränkt ist, stehen außer Reihe und Glied mit andern dergleichen Anstalten, welche sich in Deutschland und Frankreich befinden. Hier, wo die Gesellschaften zusammen zu bleiben, und nicht ein, oder ein Paar, sondern viele Werke der verschiedensten Gattung, vorzustellen bestimmt sind, müssen die Fächer möglichst vollständig besetzt seyn, und die Inhaber derselben, wo nicht alle, doch die meisten Rollen des ihrigen auswendig wissen. Mißfällt ein oder das andere Stück, ein oder der andere Schauspieler, so wird die Direction dadurch in keine besondere Verlegenheit gesetzt; ihr übriges Repertoire, ihre übrigen Mitglieder sind im Stande, mehr oder weniger auf der Stelle auszuhelfen. Dazu kommt ein anderer Umstand, der noch von größerer Wichtigkeit ist: in Deutschland und in Frankreich, wo dem Publicum das ganze Jahr hindurch, oder doch wenigstens einen großen Theil desselben, der Genuß des Schauspiels zu Gebote steht, wo nicht ein einziges Stück, nicht ein einziger Schauspieler, und diese nicht bloß für ein paar Wochen, die Aufmerksamkeit desselben in Anspruch nehmen, ist die Wichtigkeit, welche man auf das Gefallen eines Stücks setzt, nicht so, daß dadurch das Interesse des Publicums ausschließlich beschäftigt werden sollte.

Ein anderer Fall ist es mit Italien. Hier hat der lange und überhäufte Genuß der Musik den Geschmack an derselben so sehr abgestumpft; der Magen des Publicums hat sich, um sich eines gewöhnlichen Ausdrucks zu bedienen, mit den Erzeugnissen dieser Kunst so sehr überladen, daß man gezwungen ist, zum Hunger seine Zuflucht zu nehmen, um sich neuen Appetit zu verschaffen. So will es die Nothwendigkeit, und der uralte Gebrauch hat diese Nothwendigkeit geheiligt, daß die Einwohner des Landes der Musik ungefähr eilf Monate im Jahre der Tonkunst entsagen, um sich im

zwölften eine oder ein paar Opern einige vierzig Male vorsingen zu lassen, und daß sie von diesen wiederum nur einige Stücke, und auch diese nur ein paar Mal, mit wahrer Aufmerksamkeit anhören. Je compacter, je desfillirter die musikalische Empfänglichkeit der Italiäner bey Annäherung jenes Zeitraumes geworden ist, je ährender der Appetit auf ihre harmonischen Verdauungswerkzeuge einwirkt, desto begieriger fallen sie, gleichsam wie der König der Thiere, wenn er ausgehungert ist, über die Ähng her, welche ihnen der Carneval herbeizuführen pflegt. Aber Gnade dann, wenn sie dieselbe nicht nach ihrem Geschmacke finden: je offener die Unmöglichkeit ist, in der vorgeschriebenen Zeit eine andere Oper herbeizuschaffen, je mehr sich dadurch die Befürchtung einer musikalischen Hungersnoth der Gemüther zu bemerken anfängt, je wilder ist die Leidenschaftlichkeit, mit welcher das Publicum über die Direction, die Sänger und den Componisten herfällt. Und wer kann ihm das verdenken? Eine andere Oper dichten, componiren und einstudieren lassen, dazu ist, wie gesagt, die materielle Zeit nicht hinlänglich, und sich mit einer alten abspesen lassen, dafür dankt das italienische Publicum, welches alte Opern genug, aber keine neue hat. Und wer sollte auch diese alte Oper darstellen, selbst wenn Zeit zu deren Einlernung da wäre? Sicher nicht die vorhandenen Mitglieder, unter welchen sich vielleicht zwey, ja drey erste Sänginnen und keine Altistin, oder zwey, ja drey Altistinnen und keine erste Sängerin, oder lauter Tenoristen, oder lauter Bassisten befinden! Denn in Italien werden, wie bekannt, erst die Sänger engagirt, und nach deren Fähigkeiten und Qualitäten die Oper zugesucht; da hingegen sich in Deutschland und Frankreich die Sänger nach den vorhandenen Stücken zutheilen lassen müssen.

Aus dem Gesagten erhellt, in welcher Verlegenheit sich die Direction des Theaters Senice nach dem absoluten, fast beispiellosen Falle der Oper: *Mahomed II.*, befinden mußte. Diese Verlegenheit, welche unter den gewöhnlichen Umständen für jedes andere Theater niederschlagend gewesen wäre, mußte in dem gegebenen Falle Verzweiflung erzeugen. Venedigs Handel und Wandel ist auf die kurze Carnevalszeit beschränkt, deren erster, und ich möchte fast sagen, einziger Reiz — seit der Gebrauch, sich zu maskiren, abgenommen hat und am Ende ganz verschwinden wird — die erste Oper des Theaters Senice ausmacht. Diese beginnt in Venedig, wie in dem ganzen übrigen Italien, am St. Stephanstage (26. December); der Carneval aber nimmt seinen Anfang erst mit dem 7. Februar. Folglich kann die Nachricht von dem Erfolge der neuen Oper in der ganzen umliegenden Terra ferma bekannt werden, ehe die Einwohner derselben sich zum Fasching nach Venedig auf den Weg machen. Je größer der Benfall ist, welchen die Oper erhält, je stürmischer wird auf die respectiven Hausväter der Umgegend eingestürmt, daß sie ihre Familie, das heißt, Weib, Kind, Magd und Vieh (denn auch Hunde und Katzen, von welchen diese Meeranwohner, der Ratten wegen, große Liebhaber sind, werden mitgenommen), auf den Carneval nach Venedig führen. Gesfällt aber die Oper nicht, oder mißfällt sie vielleicht gar; so hat das Familienhaupt einen Vorwand, die Ausgabe zu sparen und zu Hause hinterm Ofen, oder vielmehr (da hier in den Häusern der mittlern und unteren Classe weder Öfen, noch Camine, im Gebrauche sind) bey'm Kohlentopfe sitzen zu bleiben. Maulen dann die lieben Angehörigen, oder weinen und lärmeln sie wohl gar; so stellt sich der Papa in pantalonischer Stellung vor dieselben hin, und hält in einem scheinbar ehrlichen und gerührten Tone, aber innerlich vor Freude lachend, eine wohlgesetzte Rede, die mit den Worten beginnt: „Perchè piangistù? L'opera della Fenice non ha rincontra (rincontrato)?“

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachricht.

Berlin, den 12. Februar 1823.

*) Durch einen Zufall besonderer Art ist die Anzahl unserer Künstler, und zwar der unentbehrlichsten, noch um zwey geschmolzen. Ungern berühre ich ein Ereigniß,

welches aber in Berlin in Zeit von zwölf Stunden allgemein bekannt geworden, und wahrscheinlich schon bis zu Ihnen gedrungen seyn wird. Das St i c h'sche Ehepaar ist Ihnen, seit ihrer Gastreise, vorthailhaft bekannt. Es führte eine glückliche Ehe, nur durch leichte Nebel getrübt. Ein am Horizont aufsteigendes schwarzes Gewölk schien durch des Mannes offenes und biederes Benehmen zerstreut, und die eheliche Ruhe wieder hergestellt. Der Enkel des berühmten B., zur Mad. S. hingezogen, hatte den Umgang abgebrochen, knüpfte ihn aber insgeheim wieder an, wurde vom Gatten überrascht, schimpflich und thätlich gemißhandelt, und rettete sich Ehre durch einen Dolchstich. Die Gattinn behauptet; ihm das Stellbuchein in Abwesenheit des in Heinrich IV. spielenden Gatten gegeben zu haben, damit sie von ihm die Versicherung erhalten möchte, ihren Hausfrieden nie wieder zu stören. So hat sie freiwillig ausgesagt. Der junge heftige Mann konnte sich im ersten Augenblicke nicht mäßigen, und gebrachte sein Hausrecht. Die Sache wird untersucht, und dem Gr. B. wird zum Vorwurf gemacht: 1) daß er in Civilkleidung sich zu einem Besuche mit Dolch und Fergel versehen, 2) daß er sich zwischen Thür und Wand versteckt, 3) daß er davon geslaufen, nachdem er einen Unbewaffneten verwundet. Er selbst behauptet jetzt, den Kopf verloren zu haben, und stellt sich geistig verwirrt, wie sein Vater es leider! wirklich ist. Herrn S. wird vorgeworfen, den Gr. g e f a n n t zu haben, als er ihn beleidigt, und früher duldamer gegen ihn gewesen zu seyn. Es fehlte ihm aber an Beweisen. Ein Brief hat sie ihm geliefert. — Niemand bezeigt sich bey der ganzen Sache unbefangener, freyer (lesen Sie ja nicht frecher) und gleichgültiger gegen ihre Ehre, als Mad. S. — Die Wunde ihres Gatten schien bis zum achten Tage nicht gefährlich, dann ward sie zwey Tage bedenklich; doch ist wieder gutes Ansehen vorhanden.

Mir ist leichter um's Herz, seitdem ich mich der Last entledigt habe, Ihnen von zwey Personen zu schreiben, die mir nicht fremd sind. Besondern Antheil nahm ich an der ersten Entwicklung der ehemaligen Dlle. D ü r i n g. Ich entdeckte ihr noch schlummerndes Talent. Ich war Zeuge ihrer Anstrengungen, ihrer Hoffnungen, oft ihres Kleinmuthes, vor allem ihrer Ungeduld; sie wollte in zwey bis drey Jahren schon die höchste Stufe erstiegen haben, und in allen Fächern bewandert seyn und bewundert werden. Es läßt sich kein Fleiß, keine Beharrlichkeit, wie die ihrige, denken. Sie hatte mit körperlichen Schwierigkeiten, mit ihrer Statur, mit dem ersten Mangel an Erziehung und Gewandtheit zu kämpfen. Sie siegte über alles. Nun aber schlich sich auch der Dämon der Eigenliebe, und mit ihm sein unzertrennlicher Gefährte, der Dämon der Rivalität, in ihr Herz. Sie wollte Alle verdrängen, alle verdunkeln, nichts neben sich aufkommen lassen*). Dazu glaubte sie nicht bloß des Verdienstes, sondern auch eines Anhangs im Publicum zu bedürfen, und so stieg sie, sit venia verbo! zur Cokette herab. Dieses gab ihrem schönen, natürlich-kräftigen Spiele den ersten Stoß. Das Streben nach Vielseitigkeit gab ihr den zweyten. Sie ist bloß für die Tragödie; höchstens für das höchste Schauspiel; durchaus nicht für das leichtere Lustspiel, außer in cokettirenden Rollen, z. B. im letzten Mittel. In schalkhaften Rollen, z. B. in den Quälgeistern, ist sie durchaus verfehlt und widerwärtig. Er dagegen ist nur in leichten, lustigen Rollen vorzüglich zu nennen; das Tragische läßt ihn kalt, das Sentimentale macht ihn weinerlich, das Drama steif. Er hat eine Haupteigenschaft, die seiner Gattinn gänzlich abgeht, den Humor eines Lebemanns, und eine gewisse Verschämtheit in Verlegenheiten, voll echter Komik, und die noch tiefer — in seinem Charakter — zu liegen scheint. Das Publicum ist ganz auf seiner Seite. Sein Wiederauftreten wird ein Triumph seyn. Auffallend ist es, daß er, in seiner vorletzten Rolle in: der Unschuldige muß viel leiden, (schon der Titel des Stückes ist ominös) auf die Frage seiner Frau: Was fehlt dir, mein Schatz? zu antworten hat: Nichts, ein Stich in der linken Seite! — Wir sind hier längst gewohnt, zwischen Mad. S. und der Pariser Schauspielerinn G e o r g e s - W e n n e r Vergleichen anzustellen. Diese trat den 29. November 1802 in einem Alter von 17 Jahren zum ersten Male die Bühne:

*) Sie hat die heftigste Cabale gegen Mad. N e u m a n n aus Carlsruhe erregt.

diese fünf bis sechs Jahre später im Alter von 16. Beide imponirten durch Schönheit, Gestalt und Wuchs. Beide erhielten mit der Zeit mehr Abrundung und Fülle des Körpers, Leichtigkeit und Gewandtheit in den Bewegungen. Beide rivalisirten mit Muffern, die sie erreichen, die sie übertreffen wollten. Beide traten aus ihrer angewiesenen Sphäre hinaus, und strebten nach der Krone der Vielseitigkeit, der Allgemeinheit. Beide suchten sich durch eine Cabale von Schmeichlern und Liebhabern zu heben, anstatt sich allein auf ihr Talent zu verlassen. Beide spielten früher weit natürlicher, kräftiger und wahrer als jetzt, wo sie ihre Gaben und Kräfte zu überbieten bemüht sind.

In Friedrichs II. Zeiten war nichts so regelmäßig als die Dauer und Einrichtung der Carnevalslustbarkeiten. Sie nahmen im December ihren Anfang. Vor dem 18. Jänner, dem Geburtstag des Prinzen Heinrich, Bruder des Königs, mußte alles beendigt, und der König in Potsdam zurück seyn. Es wurden zwey Opern, jede fünfmal hinter einander, gegeben, deren Kosten auf 6000 Thaler zusammen angelegt waren. Überdies gab es, auf königl. Kosten, Redouten, Maskenball und Mardi-gras. Die Opern wurden italiänisch aufgeführt. Gleich vor dem Orchester stand des Königs Lehnstuhl. Hinter demselben paradirten zwey Garde-de-Corps als Schildwachen. Generale, Minister und hohe Fremde und Reisende bildeten von beyden Seiten einen Halbkreis, vor Sr. Majestät stehend, bis er ihnen winkte, sich zu setzen. Das Parterre des Opernhauses war mit Militär angefüllt; die nächsten Reihen mit Officieren, die entfernteren mit Unterofficieren und Gemeinen, in voller Uniform, gepudert, mit steifen Hößen, ganz nach damaliger Sitte und Tracht. Die Plätze in dem Parterre und den übrigen Logen wurden unter die Behörden vertheilt. Der Hof nahm den ersten Rang ein. Man konnte nur gegen Bisset eingelassen werden, deren Vertheilung mit der größten Genauigkeit und Uneigennützigkeit erfolgte. Die einzigen Kosten bestanden für das Logenpublicum in Wachsgeld für die Beleuchtung. Nichts ging über den schönen, einfachen und doch imposanten Anblick. Der unter den ihn umgebenden Uniformen, Sternen, Ordensbändern ic. fast begrabene König in seinem vergoldeten Armsessel mit der Musterkarte seiner Armee hinter sich, — war die Scene, welche Aller Blicke auf sich zog. Decorationen, Garderobe, Costume, kurz die äußere Ausstattung, war erbärmlich. Könige und Königinnen, Helden und Götter erschienen mit Steinschnallen; die Rüstung mit böhmischen Steinen und Glasperlen überlädet; Männer und Frauen, Tänzer und Tänzerinnen in Reifröcken, das Corps des Ballets bildeten zwölf Figuranten und Figurantinnen. Aber die Solotänzer, und Sänger und Sängerinnen waren vorzüglich. Fast zu jedem Carneval ließ der König einige derselben mit schweren Kosten aus Italien und Frankreich kommen. — Einen zweyten Carneval gab er zu Weihnachten der Armuth durch eine jährliche Vertheilung von 10,000 Rthr. Eben so viel erhielten besondere milde Anstalten für Versorgung der Armen mit Brennholz u. s. w. Außerordentliche Geschenke erfolgten an einige Minister und Generale, wenn sie sie verdient hatten und es der Zustand seiner Casse am Ende des Jahres gestattete. Auch die Prinzen und die Königin gingen selten leer aus. Und so waren ein Jahr und alle Jahre.

(Der Schluß folgt.)

Modenbild IX.

Kleid von Gaze-lissée mit Atlas-Röllchen verziert. Auf dem Kopfe eine Netzhaube von dicken Chenillen nach vorne sehr reich mit Schuppen von schmalen Atlasbändern garnirt, die sich beynähe mit den Locken vereinigen.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Schönheit,
Alle des Kör-
per mit Mus-
angewiesenen
gemeinheit.
heben, anz-
natürlicher,
erboten be-

Einrichtung
dem 18. Jän-
es beendet,
smal hinter
en. Überdies
Die Opern
s Lehnstuhl.
rate, Mini-
abkreis, vor
des Opern-
entfernteren
isen Böpfen,
brigen Logen
Man konnte
Genauigkeit
genpublicum
hen und doch
Ordensbän-
sterkarte sei-
g. Decoratio-
Könige und
mit böhmi-
id Tänzerins
gurantinnen.
ast zu jedem
nd Frankreich
s durch eine
de Anstalten
nke erfolgten
der Zustand
iginn gingen

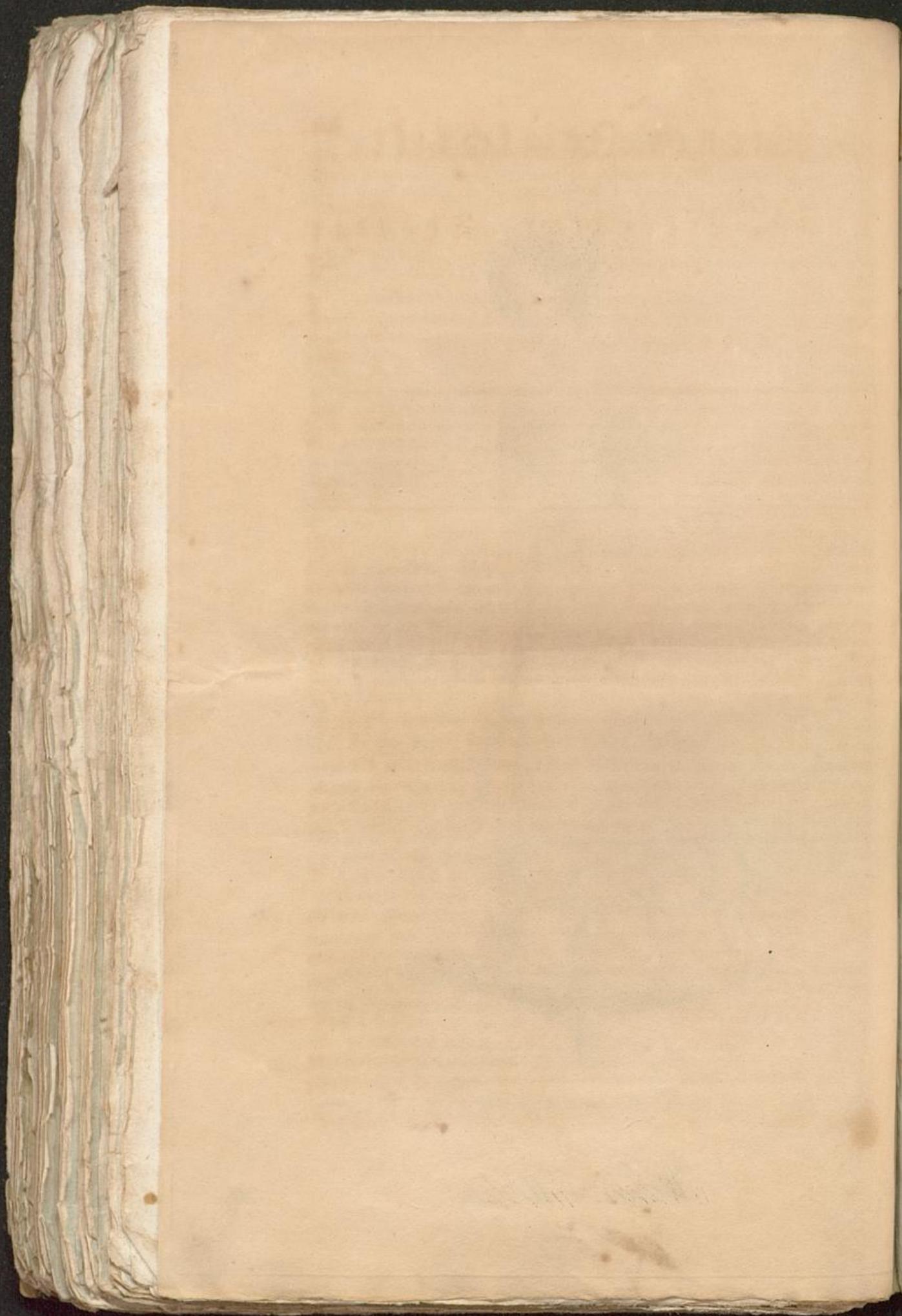
ne Nehhaube
Atlasbändern



IX.

Wiener Moden.

25.
1800.



S

Don
hier
dann
(S
f. f.
in

D

ent
im
den
St
zu
scho
taie
stuc
W
sehu

alle
wie
tun

ferre
gen
ti q
chen
scha
zu
Die
anti